

**Franz Walter/Tobias Dürr/Klaus Schmidtke, Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Dietz, Bonn 1993, 492 S.**

Zu einem „wahren Mythenkiller“<sup>1</sup> hatte Hans-Ulrich Wehler das 1992 erschienene Standardwerk „Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914“<sup>2</sup> erhoben. Ähnliche Qualität kann man dem hier vorgestellten Buch konzedieren. Doch dazu bedurfte es weder methodischer Innovation noch spektakulärer Quellenfunde. Denn *Walter* und seine Mitstreiter praktizierten lediglich das, was sich in der historischen Arbeiter- und Arbeiterbewegungsforschung längst durchgesetzt hat: das Politische aus dem Sozialen zu erklären sowie sozialdemokratische Parteigeschichte von den lokalen und regionalen Gliederungen her zu schreiben. Denn der Wechsel von einer organisations-, funktions- und ideologiezentrierten Sichtweise hin zu sozialgeschichtlichen Paradigmen, methodischen Anleihen bei verwandten Sozialwissenschaften sowie regionalen bzw. lokalen Untersuchungen und Vergleichen ist in den Fachdisziplinen längst *common sense*.

Demgegenüber scheinen Politiker, Journalisten und interessierte Öffentlichkeit in ihrer Mehrheit von alten Mythen nicht lassen zu kön-

nen oder zu wollen: In Sachsen und Thüringen hätte die einstmalig noch vermeintlich geschlossen hinter den wahrhaft hehren Zielen stehende deutsche Sozialdemokratie für alle Zeiten uneinnehmbare Bastionen errichtet, die doch revitalisierbar sein müßten. So ruft der Göttinger Politologe *Walter*, zuletzt hervorgetreten durch Aufsätze zur Geschichte der ehemals mitteldeutschen Arbeiterbewegung und insbesondere ein kontrovers diskutiertes Buch zur Entwicklung der SPD,<sup>3</sup> eingangs die überzogenen Erwartungen nicht nur sozialdemokratischer Wahlkampfplaner aus dem Wahljahr 1990 in Erinnerung: Mit dem unerwartetem Zugewinn des Elektorats insbesondere der Industriegebiete des historischen Mitteldeutschland schien die strukturelle Mehrheitsfähigkeit der Sozialdemokratie in der neuen Bundesrepublik realisierbar. Aber: „Bekanntlich kam alles ganz anders“ (S. 11). Und auch heute, Ende 1994, ist Änderung zum Besseren nicht in Sicht.

Insofern ist gerade *Walters* einführendem Überblick („Sachsen und Thüringen: Von Mutterländern der Arbeiterbewegung zu Sorgenkindern der SPD“) eine weite Verbreitung zu wünschen. Hierbei geht es nicht primär um die Frage, ob sozialdemokratische Traditionen und Mentalitäten in der hiesigen Bevölkerung nunmehr gänzlich verschwunden seien. Statt dessen wird

## Buchbesprechungen

problematisiert: „Wie historisch berechtigt war eigentlich die Metapher vom ‚roten Sachsen und Thüringen‘, von den sozialdemokratischen Hochburgen in Mitteldeutschland?“ (S. 12). Daß im historischen Mitteldeutschland die Entstehungsbedingungen einer sozialdemokratischen Arbeiterbewegung (vorindustrielle gewerbliche Produktion, Industrialisierung und Urbanisierung, protestantisch dominiertes Gebiet und einsetzende Säkularisierung, Dominanz des eher leichtindustriellen Klein- und Mittelbetriebes) nahezu idealtypisch vorhanden waren, ist Gemeingut der Forschung. Und der Verweis auf die Wahl- und Organisationserfolge der sächsischen und thüringischen Parteibezirke während des Kaiserreiches fand bereits Eingang in das Repertoire hiesiger (neu-)sozialdemokratischer Traditionspflege. Doch die Zeit der Ersten Republik wird in der Selbstdarstellung – ohne oder wider besseres Wissen (?) – gern gemieden: Für jene Jahre, insbesondere die Inflationskrisen 1920 bis 1924 und die Jahre der Großen Depression nach 1929, weist *Walter* den „regionalen Zerfall der SPD“ (S. 16) gerade in Gegenden nach, in denen die Sozialdemokratie zuvor lediglich Wählerbewegung gewesen war. Die heimindustriell geprägten Gegenden Thüringens und das altindustrielle Südwestsachsen wurden aber nicht an den feindlichen

kommunistischen Bruder (der sich als die wirkliche, entschiedene Opposition, eben richtig links, richtig proletarisch und richtig revolutionär, nachgerade anbot), sondern an die Nationalsozialisten verloren: „Die früheren südwestsächsischen Wählerhochburgen der SPD waren braun geworden... Mehr noch als Sachsen war Thüringen braun, eine frühe Hochburg der NSDAP, die hier eher als in jedem anderen Land des Deutschen Reiches zur Macht kam“ (S. 17, 18f.). Dort, wo die SPD sich als Mitglieder- und Milieupartei hatte etablieren und lebensweltlich verankern können, überdauerte die Milieubindung auch nationalsozialistische Diktatur und Krieg. Nur verweist *Walter* ebenso zu Recht auf die Schattenseite dieser perpetuierten Milieubindung: Denn diese führte nach dem Krieg offenbar eher zur Akzeptanz der Vereinigung mit den Kommunisten, mit denen die tradierten Ziele und Rituale ja immer noch geteilt wurden. Vor 1933 eher demokratisch-republikanisch orientierten Sozialdemokraten hingegen war mehr an einer eigenständigen Sozialdemokratie in einer pluralistischen Gesellschaft gelegen; hier wirkte die größere Offenheit zwischen den Klassen und Milieus in der Zwischenkriegszeit prägend. Ideologisch abgestützte Milieuschöpfung und Vergangenheitsfixierung führte also – pointiert formuliert – in die Selbstaufgabe. Und

die alltägliche Realität des einzigen, real existierenden Sozialismus tat dann in über vier Jahrzehnten das ihre, um sozialdemokratische Milieus und freiheitlich-sozialistische Identitäten in der Arbeiterschaft nahezu gänzlich abzubauen.

Dieser Überblick stellt die Aggregation der drei anschließend dargebotenen Lokalstudien dar, die jeweils den Bogen vom Kaiserreich bis 1990 schlagen. So schildert *Walter* die Entwicklung in „Freital, dem ‚Roten Wien‘ Sachsens“. Einstmals die sozialdemokratische Musterkommune der Weimarer Republik, ist heute die Erinnerung an die ehemals unangefochtene Rathauspartei mit starker lebensweltlicher Verankerung in Freital fast völlig verblaßt, obschon die Mehrzahl der damals geschaffenen kommunalen Bauten die Stadt prägen. Die Affinität der milieufixierten Freitaler SPD gegenüber der vermeintlichen Einheit der Arbeiterklasse ist oben schon angedeutet worden.

*Schmittke* – wie *Dürr* als Student in Göttingen Mitarbeiter an dem Forschungsprojekt, dessen Ergebnisse hier in Buchform vorliegen – zeichnet das Bild der SPD in der nordwestthüringischen Region um „Nordhausen zwischen ‚Bürgerstadt und Arbeiterdorf‘“, in der sich kein abgeschlossenes proletarisches Sozialmilieu, keine rein sozialdemokratische Lebenswelt herausbildete. Sozialreform praktizierten hier

die von den örtlichen Unternehmern getragenen Liberalen, mit denen sich die Sozialdemokratie später im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold zusammenfand: Hier funktionierte die Zusammenarbeit der Verteidiger der Weimarer Republik offenbar, eben weil keine starren abgeschlossenen Sozialmilieus existierten, statt dessen aber Integration der Arbeiter in die bürgerliche Lebens- und Vereinswelt praktiziert wurde. Von daher hielt sich die Begeisterung für das sozialistische Einheitsprojekt hier auch sehr in Grenzen.

*Dürr* beschreibt „Schmölln: Die rote Knopfstadt“, in der mit dem früh einsetzenden Niedergang der prägenden Knopfindustrie auch der Niedergang der organisierten sozialdemokratischen Arbeiterbewegung einherging. Der 17. Juni 1953 bildete gleichsam „Renaissance und Ende des sozialdemokratischen Schmölln“; danach dominierten „Schnittlauch-Stock und Kaninchenstall“.

Kurzum: ein lehrreiches, anregendes, argumentativ überzeugendes und lesenswertes Buch, komplettiert durch ein aussagekräftiges Quellen-, Literatur- und Personenverzeichnis. Diesem Band wäre vor allem Resonanz in den beschriebenen Regionen und insbesondere in den entsprechenden sozialdemokratischen Parteigliederungen zu wünschen. Denn der Befund, den die Autoren zur sozialdemokratischen

## Buchbesprechungen

Neugründung von 1989 liefern, ist niederschmetternd: eklatante Organisationsschwäche, keine Milieuerankerung, Puritanismus und Selbstgerechtigkeit bei den Gründern gegenüber potentiellen Wählern und Neu-Mitgliedern. Und dort, wo inhaltliche Innovation sich ansatzweise regt, sorgen schon die lieben Genossinnen und Genossen aus dem Westen dafür, daß sie nicht stattfindet. Hier führt *Walter* die Domestizierung durch die westdeutschen JungsozialistInnen an. So dürfte, sieht man einmal vom märkischen Sonderfall ab, die Perzeption der SPD als reine Westpartei ebenso Bestand haben, wie die Etablierung der SPD in Sachsen und Thüringen als moderne, demokratische Reformpartei (von Volkspartei gar nicht zu reden) weiter auf sich warten lassen dürfte: Aus den Hochburgen der ‚Heroenzeit‘ der Arbeiterbewegung ist offenkundig tiefe Diaspora geworden. Dies dürfte auch mit einem unreflektierten Traditionsbezug, wie angedeutet, kaum zu beheben sein.

Gernot Borriss

- 1 Das Ende der Legenden. Hans-Ulrich Wehler über Ritter/Tenfeldes Geschichtswerk „Arbeiter im Deutschen Kaiserreich“, in: Der SPIEGEL 18/1992, S. 72ff.
- 2 G. A. Ritter/K. Tenfelde, Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914, Bonn 1992 (= G. A. Ritter [Hrsg.]: Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung

in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 5).

- 3 P. Lösche/F. Walter, Die SPD. Klassenpartei – Volkspartei – Quotenpartei, Darmstadt 1992.

**Massimo L. Salvadori, Storia d'Italia e crisi di regime. Alle radici della politica italiana, Il Mulino, Bologna 1994, 110 S.**

Der Autor, der an der Universität Turin Geschichte der politischen Ideen lehrt und seit 1992 Abgeordneter der Fraktion der exkommunistischen Linksdemokraten angehört, leitet die Krise der ersten italienischen Republik zu Beginn der neunziger Jahre aus diachronen Strukturschwächen des italienischen Einheitsstaates von 1861 her. In einer Art „Sonderwegsthese“ behauptet *Salvadori*, daß seit dem Risorgimento prägende Merkmale zum einen die verschiedenen Regimewechsel überdauert hätten und zum anderen nun - in Gestalt der Lega Nord - auch die Einheit Italiens in Frage stellen. Ihn leitet dabei die Beobachtung, daß sich in der italienischen Geschichte seit 1861 nie ein demokratischer Machtwechsel von der Regierung zur Opposition vollzogen habe. Politische Alternativen seien immer nur nach Systemkrisen an die Macht